



Robert Prutz in Halle.

Am 21. Juni 1872 starb Robert Prutz in seiner Vaterstadt Stettin; im Jahre 1859 verließ er für immer Halle, wo er als Student, als „freier“ Literat, und seit 1849 als „außerordentlicher“ Professor für Literaturgeschichte gelebt hatte.

Angewiesen haben sich die Zeiten glücklicher Weise ganz bedeutend geändert: — für Halle, für Preußen, für Deutschland, und es ist nur gut, daß sich mit den Zeiten auch die Menschen ändern. Ein neues Geschlecht lebt, herangekommen in großen Zeiten zu größerer und freierer Anschauung, und dies Geschlecht wird auch in Halle gerechter gegen den Menschen und Schriftsteller Prutz sein, welchen die frühere Generation größtenteils aus politischer Gegnerschaft, aus Engherzigkeit und Parteilichkeit gehaßt und dem sie das Leben in der alten Saalestadt unweigerlich gemacht hat.

Robert Eduard Prutz wurde am 30. Mai 1816 in Stettin geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studierte von 1834 an in Berlin, Breslau und Halle Philosophie, insbesondere Philologie und Geschichte.

Er war, wie er selbst berichtet (Briefe an Ludwig Tieck, hg. v. Polke. Bd. III S. 77), unter eigentümlich anregenden Verhältnissen erogen und von der Natur mit einer mindestens lebhaften Seele begabt, und es ward ihm „sehr früh zum Bedürfnis, dies rastlose innere Treiben in der sehr unvollkommenen poetischen Form zu äußern.“ — Eine „unvollkommene Form“ zu vervollkommen und den Gehalt seiner Erzeugnisse zu vertiefen, war er unablässig und nicht ohne Erfolg bemüht. Einige seiner bekanntesten und beliebtesten Gedichte stammen aus seinem frühesten Jünglingsalter: — „Der Kamenstein“ und „Die Oceaniden“ (ersch. 1832 als Sechzehnjähriger, 1833 entstanden), „Christnacht“ und die lyrischen Epiken „Am Fenster“ und „Diecherleie“, 1834 folgten „Das Echo“, „Der Räuber“ (nach einer Aede des Holen Mikiewicz) und „Die badende Königin“, und schon 1835 tritt er als Kämpfer gegen den thallosen Selbstschmerz in die Sphären, indem er den Dichtern zurief, in diesen schlimmen Zeiten gelte es „ein fröhlich Ringen“, gelte es „Mann mit Männern sein“. Des Dichters Wort solle fromme und gute Gesinnung zu fähigen und großen Thaten werden.

Nach in demselben Jahre, im zwanzigsten Lebensjahre, veränderte sich Prutz im Drama: — die ersten Fassungen der Komödie „Nach Seiden Lust“ und des Trauerspiels „Moritz von Sachsen“ stammen aus dieser Zeit. Das folgende Jahr zeugte u. A. das bekannte Gedicht „Bretagne“.

Schon diese frühen Gedichte zeigen gewandten Versbau, flaren und geschmackvollen Ausdruck und eine starke Neigung zum Ausmalen von Situationen. Sie sind durchdrungen von christlicher Frömmigkeit und durchweht von Romantik. Der dristlich fromme und romantische Geist tritt später zurück. Als seinen Meister verehrte der junge Dichter Ludwig Tieck, „Sar zu lieblich hatte ich's mir gegönnt“, schreibt er einmal an diesen, „die alten Zeiten neu zu machen und wie jene wackeren mittelalterlichen Sängern von dem Meister und womöglich vor dem Meister selbst zu lernen. Jene Zeiten sind dahin, und wie so unglücklich wies Schöne, auch bieten mit ihnen; aber ich weiß nicht, welche Stimme mir zuflüstert, daß sie für mich noch wiederkehren, daß Sie, Geschichtler! meinem herzlichen Wunsche um Rath, Theilnahme und Belehrung sich nicht entziehen werden.“

Am Ende seiner Studienzeit ging Prutz nach Breslau nach Halle, wo er sich zum Doktor der Philosophie promovieren ließ (1838). Seine Dissertation trägt, nach Janz hat, den Titel: „Ueber die Nachkommen, denen die über den Zeitraum von Tibertius bis Nero's Tod handelnden alten Geschichtschreiber zu folgen gehören“, ist aber natürlich lateinisch geschrieben, wie jene undeutsche Fassung deutlich zeigt.

Nach seiner Promotion widmete sich Prutz zunächst der Schriftstellerei, er wurde, wie man mit einem Stich in's Geirigshäßige damals zu sagen pflegte, ein „Literat“, ja ein freier Literat, wie man mit unbedeutender, aber grandioser Ironie die Schriftsteller nannte, welche von ihrer Schriftstellerei leben und — hungern mußten. Und Prutz hat in der That hungern müssen.

In Halle lebte und wirkte damals Arnold Ruge, einer der Hauptvertreter der sogenannten „Junghegel'schen Schule“. Er war Lehrer am Pädagogium und seit 1832 Privatdocent an der Universität. In Gemeinschaft mit Theodor Schtermeyer, einem seiner Kollegen am Pädagogium, gab er seit 1838 die „Halle'schen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst“ heraus. Diese Zeitschrift bekämpfte in Kritiken, Charakteristiken, Correspondenzen und Übersichten mit scharfer Dialektik die Mißstände der Kirche, des Staates, der Kunst und der Literatur und die Summe all dieser Mißstände fasste sie als das Romantische zusammen. Diese „Halle'schen Jahrbücher“, welche ein wichtiges Kapitel in der Geschichte des deutschen und vor allem des Halle'schen Geisteslebens bilden, mußten bald

vor der preussischen Reaction nach Leipzig flüchten, wo sie bei dem gesinnungsvollen Otto Wigand die zwei Jahre 1841 und 42 als „deutsche Jahrbücher“ erschienen, bis sie von der sächsischen Regierung unterdrückt wurden. Die Herausgeber selbst lebten seit 1841 in Dresden.

Durch die „Halle'schen Jahrbücher“, nicht minder aber durch den persönlichen Umgang, welcher, so lange Ruge und Schtermeyer in Halle blieben, zwischen ihnen und Prutz bestand, wurde nun der Dichter der Romantik abwendig gemacht und begann sie im Geiste des Protestantismus und des politischen Freisinn in den „Jahrbüchern“ zu bekämpfen, während gleichzeitig viele seiner poetischen Erfindungen in den beiden Jahrgängen der Fortsetzung des ehemaligen Camisso Schwalb'schen „Museummanach's“ welche Ruge und Schtermeyer 1840/41 herausgegeben als der poetische Vertreter Junghegel'schen Richtung angesehen und bezeichnet wurde. Daß er als solcher von links gepriesen, von rechts angefeindet wurde, war nichts als der gewöhnliche Lauf der Dinge, der seinem Ruhme nur nützlich sein konnte. Uebler war das, daß die „Jahrbücher“ Prutz später als den Dichter, wie er sein sollte, anpriesen, denn das verdroß nicht weniger freisinnige, aber anders geartete Naturen und reizte sie zum Widerspruch.

Im Jahre 1840 erschien das bekannte Rheinlied von Nicolaus Becker:

Sie sollen ich nicht haben, Den freien deutschen Rhein, Ob sie u. i. u.

Die Geschichte dieses Liebes ist nicht uninteressant und sollte, abgesehen davon, schon um desswillen allgemein bekannt sein, weil dasselbe auf der Entwidelungsbahn der deutschen Yrit einen bedeutungsvollen Markstein bildet; eine kurze pragmatische Darstellung derselben findet sich z. B. in der sehr verbreiteten Franz Lipperheide'schen Sammlung „Lieder zu Schutz und Trutz“ (auf S. 178 bis 183 der „Wierten Sammlung“ vom Jahre 1871). Dieses Lied, „das wie Prutz sagt, dessen Ansicht hier gehört zu werden verdient ein an sich wahres und ehrenwertes Pathos ganz so einseitig und in ganz so beschränkter, negativer Haltung aussprach, wie es thun mußte, um loyal zu bleiben und offiziell (oder auch offiziell) zu werden“ — dieses Loyale Lied gab nämlich das Signal zur Entfesselung der höchst illoyalen politischen Yrit der vierziger Jahre, als deren Hauptvertreter Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Prutz und Franz Dingeldeit bekannt sind. Die Sache ist nicht so aufzufassen, als ob diese Sängern angefangen das Becker'sche Rheinlied und im Gegenzug zu demselben mit einem Male als Reulinge auf den Plan getreten wären, — auch nicht so, als ob sie ihre Instrumente, ihre Harfen und ihre Lehern, plötzlich mit neuen und anders tönenden Saiten bespannt hätten; — aber sie, die bisher in verschiedene n Gauen Deutschlands, berührt von dem Flügelgeschlage eines neuen Geistes, hinst: geingingen hatten, schlossen sich nun eng aneinander und ließen ihre Zeitgedichte, ältere und ganz neu entstandene, in Achtung erheischenden Händen gesammelt erscheinen: — das waren zunächst Hoffmann's von Fallersleben, „Unpolitische Lieder“ (so betitelt, weil es „unpolitisch“ war, diese politischen Lieder herauszugeben) von 1840 und 41, Dingeldeit's Lieder eines kosmopolitischen Nachträgers, von 1840 und Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen“ (so betitelt im Gegensatz zu dem „Tutti Frutti aus den Papieren eines Verstorbenen“ von dem flott lebenden Fürsten Hermann von Billeter-Mustau) von 1841 und 42, deren erster Band das gewaltigste Kluffen erregte und mit Freiligrath's späterer Sammlung „Ein Glaubensbekenntnis“ (März 1844) gewis als die bedeutendste Manifestation dieser ganzen Richtung bezeichnet werden muß. — Viele Poeten schlossen sich zusammen wie Musfanten zu einem Concert, in dem jeder sein eigenes Instrument spielt, um ein und dasselbe Stück zu Gehör zu bringen; und das Weien, der Gehalt, die Aee dieses Stückes war: — Freiheit! Unter Freiheit aber verstand man damals nur eine sehr mäßige Summe von einzelnen, oft sehr kleinen Freiheiten, wie sie Prutz später (1842) am Schluß seines köstlichen „Augenmärchens“ aufzählte:

Und nun zum letzten Mal hinan, Was sah ich da! Ein Ruder bucht auf eigenem Bein Die ew'ge Wahrheit suchen. Kein Bißte durfte trutzig schreien Und von der Welt über Wunder! Keine Marone Neben dem Throne? Glühliche Staaten Ohne Soldaten? Kein Kopsbüfchen Und Cisternen? Ohne Optione, Doch auch nur: ohne? Ganz ungenante Volksverwirre? Drei Autoren Und Censoren? Die Philologen Nicht hinterm Ofen? Kein Pietismus, Kein Scepticismus? Sanfte Theologen — Das ist gelogen!

Unterdessen nimmt mich's Wunder.

Mit jenem Concerte der Freiheit, mit jenem politischen Concert traten sie muthig hervor, denn — so meinten sie — das Becker'sche Rheinlied hatte der lange verlamten, vereshmten und verbannten politischen Muse aufs neue Thür und Thor geöffnet, hatte ihr bei Volk und Fürsten wieder Gehör und Ansehen verschafft.

Der jugendliche Robert Prutz war einer der allerersten, die, von jener Hoffnung erfüllt, sich öffentlich als Freiheitskämpfer hervorthaten, wenn auch nicht mit einem ganzen Bande, sondern nur mit einem einzelnen Gedicht und zwar mit einem solchen, das direkt an das Becker'sche Rheinlied anknüpfte und sich direkt an die deutschen Fürsten und an das deutsche Volk wandte. In episch und stolz wie der Rhein dahinflutenden Strophen, die nur leiser nicht ganz frei von Prosaismen sind, führte er in diesem denkwürdigen Poem „Der Rhein“ (schon 1840 (erster Sonderdruck Leipzig 1841 bei Otto Wigand) alexerli Dinge vor, die sich 1870 als Wahrheiten bewährt haben, Dinge, die aber damals nur als stumme Gellimmungen, Wünsche und Hoffnungen in der Brust freisinniger „Litterthanen“ ein verborgenes Leben geführt hatten.

Der deutsche Rhein! — Wie klingt das Wort so mächtig! Schon sehr wir ihn, den goldig grünen Strom, Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig, Die Zurich dort und dort den Kölner Dom! Der freie Rhein — Gedächtniß untrer Siege, Du mit dem Blut der Weiden getaucht, Ruhm untrer Väter, die in heißem Kriege Mit Niebern nicht, mit Schwertern dich erkaut!

So hebt der Dichter an. Auch er hat ihn gesehen; aber unter hängenden Novemberwolken war es ihm erschiene, als ob die goldene Fluth nicht fröme, sondern wie eine Betterlin dahinschliche, klagend, daß ihr der Fremdling ungestraft Joll und Banden auferlegen dürfe; und in den Thälern, wo die Männermilch der Trauben reift, war es ihm gewesen, als höre er von Fels zu Berg den Schorut nach Freiheit; doch — man darf das Wort Freiheit nicht einmal aussprechen, denn das freie Wort (Preß- und Redefreiheit) ist vereshmt. Deshalb dünken ihm die Lieder vom freien deutschen Rhein und von seinen freien Männern wie Hofn. Aber nicht gegen den Dichter des Rheinliedes wendet er sich; sondern:

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Vasallen, In deren Händen unser Schickal liegt! Euch Deutschen gilt es, nah und fern, euch Allen, So weit ein Hauch von deutschem Wunde liegt: Mit euch zuerst muß ich den Kampf beginnen! Soll unverfehrt von heftigerer Geheiß Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen, So seid zuerst ihr selber deutsch und frei!

Und dann führt er aus: wenn wirklich die Stunde der Gefahr käme, wenn wir Schlachten gegen Frankreich zu bestehen hätten, so würden uns weder die Burgen, noch die Mädchen, noch die Fische des Rheins (die Becker anruft) vor Schmach schützen; das könnte nur der freie Geist der Deutschen; der aber läge noch getnechtet in den Banden der Preß-Censur und der Polizeiwirtschaft, und die Masse des Volks knechte sich selbst durch Kriederei vor seinen Fürsten.

Dann schließt er:

Ein offnes Auge! so gekent es Allen, Zu Boden sieht das Thier nur und der Knecht. — So witz's errecht! Und wenn in künftigen Tagen Das stolze Frankreich untrer Rhein begreift, Wir werden es mit Klaffen bann ertragen, Dann ohne Nieder, hoch die Sand am Schwert. Dem dann gelang's, ihn ewig fest zu stecken, Die goldne Freiheit soll die Fessel sein; Dann lobnt es sich, bis in den Tod zu stecken, Dann Deutschland frei, dann bleibt er unser Rhein!

Ich weiß nicht genau, ob es in Folge dieses Gedichtes war, daß Prutz den preussischen Boden verlassen mußte: — um Verfolgungen zu entgehen, siedelte er noch im Jahre 1840 von Halle nach Dresden über, und von da schon 1841 nach Zena, wo er sich an der Universität zu habilitiren gedachte. Er hatte nämlich kurz zuvor (Leipzig 1841) sein für damalige Zeit sehr gebiegenes, noch heute geschätztes Werk „Der Göttinger Dichterbund“ veröffentlicht, dessen charakteristische Widmung: „G. G. Servinus, dem Manne der Wissenschaft, der Gesinnung und der That“ — uns heute allerdings an eine glücklicher Weise überwindene Art der literarhistorischen Forzichung und Darstellung erinnert. Auf Grund dieser Leistung durfte er hoffen, bei der Universität angunommen: aber — seine Hoffnung schlug fehl. Daß er zu gleicher Zeit sein politisches „Märchen“ und die erste Sammlung seiner völlig unpolitischen „Gedichte“ erscheinen ließ, war ihm bei der Göltingerbündel der Herren, deren College er werden wollte, gewis eher hinderlich als förderlich. — So blieb ihm weiter nichts übrig als weiter zu Schriftstellern und sich so recht als deutscher Dichter zu fühlen, das heißt hungriq im Magen und rühmberechtig im Hirn. Dazu berechtigte ihn die glänzende Aufnahme, welche seine „Gedichte“ und sein „Märchen“, beide 1841 in Leipzig bei Otto Wigand erschienen, gefunden hatten. Es beginnt:

Ihr seiden Herren, ihr goldgeschmückten Frauen, Die ihr nach Tisch ein Belverreihen liebt, Und du mein Volk, das rings in End und Auen An seiner Nothdurft schwerem Karren schiebt: Laß euch ein Lied, ein süchtiges, vertrauen, Nur solch ein Ding, wie's schon viel tausend giebt: Den Eimen soll's die süße Rube wirzen, Die laune Reich soll es den Andern kürzen.

Der Held der im Ariothischen Ton oder, wenn man will, in dem von Ulfands „Fortunat“ gehaltenen Dichtung

symbolisiert das deutsche Volk in seiner Anfreiheit nach seinen Heldenthaten gegen Napoleon I. Die Dichtung hat den Fehler, daß ihre Handlung nicht neu und interessant genug erfinden ist. Sie wirkte sie auch weit weniger als die „Gedichte“, von denen viele alsbald durch Anthologien in die weitesten Kreise verbreitet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

### In den April geschickt.

Historische Novelle von Max Steiner (Silo. Frey). (Schluß.)

Ludwig XI. behauptete nämlich, daß das Herzogthum Vohringen seinem Lande eine bedeutende Summe schulde. Diese Ansprüche stützte er auf veraltete Privilegien, welche die französischen Könige in Vohringen befaßen. Diese waren willkürlich abgeschafft worden, ohne daß man daran gedacht, die rechtmäßigen Nutznießer gebührender Weise zu entschädigen. Das sollte jetzt endlich einmal gechehen und hätte der Herzog nebst seiner Gemahlin persönlich dafür zu haften, bis diese Ansprüche gedeckt wären.

Inzwischen schaltete Ludwig XI. in Vohringen wie in seinem eignen Lande. Er legte Beschlag auf die herzoglichen Güter und zog die Zehnten ein durch Beamte, die er theils durch Drohungen, theils durch Bestechungen auf seine Seite gebracht hatte: Herzog Eberhard hätte die Freiheit zurückgewinnen können, wenn er auf die Vorschläge einging, die Ludwig XI. ihm machte. Diese zielten dahin, daß er seine Verpflichtungen Deutschland gegenüber löse und dafür sein Herzogthum von Frankreich als Lehen empfangte. Aber der Fürst wies dies Anerbieten als einen Treubruch zurück, welchen er niemals gegen Kaiser und Reich begehen würde. Ebenso dachte auch seine Gemahlin Jakobina, ein tüchtigliches Fürstentum, welche daselbst auf der Wartburg in zu echter deutscher Art erzogen worden, als daß sie so bereitwillig dafür welches Weien eintauschen mochte.

In einer Nische des großen Bankettsaals hatten der Comestable von Guise und sein Nachfolger, der Chevalier von Brassac, diese Angelegenheit nochmals durchgesprochen.

„Die Hauptsache“, schloß der Erstere die Unterredung, „bleibt demnach, daß der Herzog auf die Bedingungen eingest. Man muß ihn müde machen. Dazu gehört vor Allem, daß jede Beziehung zwischen ihm und dem deutschen Weien abgeschnitten wird. Das ist jedoch unmöglich, wenn man ihm den Verkehr mit seinen Landsleuten gestattet. Er soll sich in unsere Sprache, an unsere Sitten gewöhnen. Kurz: er soll Franzose werden!“

„Ach“, versetzte der Chevalier. „Jetzt begreife ich, weshalb Euch die Gegenwart des Fräuleins von Vohringen nicht beaght!“

„In der That! . . . Was in aller Welt will sie hier! Wenn es nach mir gegangen, hätte man ihr den Aufenthalt in Rouen kurzweg verweihen sollen. Aber Se. Majestät meinte, man dürfe nicht so rauh vorgehen; die Herzogin hätte sich beleidigt gefühlt, und das Gerücht von einer harten Behandlung, welches ohnehin schon in Deutschland verbreitet ist, würde dadurch nur noch glaubwürdiger geworden sein. Ich erhielt also die Weisung, der Vohringerin — denn wie Sie vielleicht wissen, gehört Diane zu dem ältesten und vornehmsten Adel des Herzogthums — den Verkehr mit der Fürstin ohne jede Beschränkung zu gestatten. Was mich natürlich nicht abhielt, sie auf Schritt und Tritt zu beobachten.“

„Und Ihr fandet Verdachtsgründe?“

„Nicht im Mindesten! . . . Aber daß ich Euch betenne, Chevalier: Das ist es gerade, was mich verdriest. Denn daß Diane etwas in Schilde führt — daran darf man nicht zweifeln. Nur läßt sie sich nicht in die Karten schauen. Sie ist eben schlauer als wir insgeheim.“

Am nächsten Morgen verließ der Comestable Rouen, um seinen neuen Posten anzutreten.

Der Chevalier von Brassac sah sein Amt so gewissenhaft an, wie man es in Paris von ihm erwartet. Uebrigens lag bei Ludwig XI. eine gewisse Absicht darin, daß er gerade ihn gewählt. Ein alter Haubegen, war der Comestable von Guise nicht der diplomatischen Künste mächtig. Bei seinem mürrischen, rechtshabenden Weien eignete er sich wenig für eine Mission, welche so große Schwierigkeiten in sich barg. Man erwartete wohl nicht im Unrecht, daß der ritterliche, mit dem Hofleben vertraute Chevalier denselben besser gewachsen sei und gab ihm darin die Weisung, nichts zu verabsäumen und keine Ausgaben zu sparen, wenn dadurch der Herzog und seine Gemahlin für ein Lehensverhältnis zu Frankreich bestimmt werden könnten.

Der Auftrag paßte völlig zur Natur des Chevaliers. Er schmeichelte dem Herzog, er überhäufte dessen Gemahlin mit Arzigkeiten. Rouen erlebte damals glänzende Tage; der Palaß des Commandanten sah oftmals Feste, welche sich mit denen des Louvre messen konnten.

Aber sowohl der Herzog als auch seine Gemahlin blieben denselben fern. Sie betrachteten sich als das, was sie thätlich waren — als Gefangene. Wenn man auch ihren Käfig zu verholzen suchte, und die Witter desselben so weit auseinander zerrte, daß die Injassen desselben frei zu sein schienen.

Um so mehr betheiligte sich Diane an diesen Festlichkeiten. Sie war geradezu Mittelpunkt derselben, und ebenso wie alle übrigen Mitglieder des starken Geschlechts konnte sich auch der Chevalier von Brassac nicht den Reizen entziehen, welche sowohl in ihrer Schönheit, wie auch in ihren Geistesgaben begründet waren.

Eines Tages sagte er zu ihr halb scherzend, halb im Ernst: „Ihr könntet ein gutes Werk thun, edles Fräulein! Ein gutes und mächtiges zugleich. Denn Ihr würdet dadurch den Dank aller Franzosen ernten, vornehmlich

aber meinen und den meines gnädigen Herrn, des Königs Ludwigs XI. Ihr ahnt wohl selbst, daß es sich darum handelt, den Herzog und seine Gemahlin den Büchchen desselben gefügig zu stimmen!“

Diane zuckte mit den Achseln.

„Da überhört Ihr gewiß meinen Einfluß, Chevalier. So lieb mich die Herzogin hat, würde sie sich schwerlich durch mich zu einer solchen Willensäußerung bestimmen lassen. Ueberdies täuscht Ihr Euch aber in meiner ganzen Veranlagung. Von Politik verstehe ich nun einmal ganz und gar nichts und ich würde nur gräßlichen Unfug und allerhand Verwirrungen zu Wege bringen, wenn ich mich hineinmischte. Gleich darauf tanzte sie eine Menuett.

Wenn der Chevalier zufahl, wie sie ihre ganze Uninteressantheit auf die Figuren des Tanzes verwandte, mußte er sich wohl oder übel gefehen, daß in diesem fast fädelich hübschen Kopfe schwerlich Sinn für die Politik stecken konnte.

So verging der Fasching, um Ostern in baldigster Ferne zu zeigen.

Der Zufall wollte, daß dieses Fest auf den ersten April fiel.

Das Mittelalter in seiner naiven Freude an Fröhlichkeit und geselligen Begehen wählte sich diesen Tag, um neben allerhand Scherzen und Einfällen, die ganze Ausgelassenheit des Carnevals gewissermaßen noch einmal zum Durchbruch gelangen zu lassen.

Es geschah durch das Aprilschneiden, welches damals, zumal in Frankreich, allgemein beliebt war, und mit einer Virtuosität in Scene getriebe, die aus unserer Zeit im Grunde entschwunden ist.

„Habt Ihr auch schon einen Scherz in Vorbereitung?“ fragte der Chevalier von Brassac Diane, als er sie am Tage vor dem ersten April sah.

„Allerdings, Herr Commandant.“

„Darf man fragen, wer der Held desselben sein wird?“

„Ihr selber!“

„Wie? Mich wollt Ihr in den April schneiden?“

„Ganz sicher, Chevalier! Aus Strafe, daß Ihr mich neulich dazu veranlassen wollemt, mich in Angelegenheiten zu mischen, von denen eine Frau nun einmal nichts versteht.“

Diane hob drohend den Finger, um dann dem Chevalier scherzhaft lächelnd die kleine schöne Hand zum Kusse zu reichen.

Dann ging sie weiter.

„Ein wunderliches Weib — diese kleine Vohringerin“, dachte der Chevalier, indem er ihr nachschaute.

Diese Begegnung fand in dem spanischen Lustwäldchen statt, wo sich in jener Zeit die vornehme Gesellschaft Rouens ein Stellbischen zu geben pflegte.

Zu derselben Zeit stand der Herzog neben seiner Gemahlin in einem Zimmer des Schloßes, welches doch im Grunde ihr Gefängnis war. Sie sprachen von der lieben Heimath, von ihrem blühenden Land, welchem sie nun schon so lange entzogen waren, und nicht zum Wenigsten von dem Feste, welches eben vor der Thüre stand.

„Erinnert Du Dich noch“, sagte er düster. „Ostern war es, wo ich Dich zum ersten Male sah. Ich kam aus dem Hessenlande durch Vohringen. Dein Vater nahm mich gefällig auf. Er veranstaltete eine Tournee, und ich wählte Deine Farben, um manchen Tapieren, der andere trug, in den Sand zu strecken. Seit der Zeit war mir Ostern ein Fest der Freude. Ich ahnte ja nicht, daß einst der Tag kommen würde, wo ich es wie der Schlegel einer, in Schmach und Gefangenschaft würde verbringen müssen.“

Die Herzogin flüsterte ihm etwas in's Ohr.

Es mußte wohl ein wichtiges Geheimnis sein, denn sonst hätte sie es, da doch Niemand im Gemache anwesend war, wohl laut sagen können.

Es verging der Tag, die Nacht kam . . . .

Früh am Morgen — der Tag graute eben — wanderte ein Bauernpaar durch das Thor in das Freie. Sie trugen recht und schlecht die Gewänder der ländlichen Bevölkerung der Normandie. Den Rücken beschwert mit großen Tragkörben, welche ihnen sichtlich eine Last waren. Die Festungswälle flimmerte sich natürlich nicht um das Paar, denn jeden Abend kamen genug Bauern aus der Umgegend nach Rouen, die dann in aller Frühe zur Erlebung ihrer häuslichen Angelegenheiten die Stadt wieder verließen.

Als sie eine Strecke gegangen waren, kam ihnen ein junges Mädchen entgegen, die Tochter des Müllers am Stadtgraben, die während dieser Nachtaschingsnacht auf einer Meierei bei Verwandten gewesen war und ihrerseits nach Rouen zurückkehrte, um dem Vater die Wirtschaft zu bejorgen.

Als sie die Bauernleute erblickte, blieb sie wie versteinert stehen. Und noch nachdem diese bereits vorüber gegangen, schaute sie ihnen wie Gespenstern nach, über deren Erscheinung man sich nicht genug wundern kann.

Kopfsüttelband gelangte sie an das Thor.

Der Corporal, welcher dort die Wache befehligte, war ihr Geliebter.

Auf ihn floh sie zu, um ihm zu erzählen, daß sie eben auf der Straße, welche nach Dieppe führte, den Herzog Eberhard und seine Gemahlin, beide als Bauernleute verkleidet gesehen habe.

Der Corporal lachte, daß sein Gemehr wackelte.

„Ein famoser Aprilscherz“, rief er aus. „Ich hätte Dir übrigens kaum geglaubt, Aise, daß Du so geschickte Einfälle hast. Aber Du siehst, ich bin doch noch klüger als Du. Oder glaubst Du etwa, daß ich dem vermeintlichen Herzog und seiner Gattin nachsehen werde, um dann nachher von Dir und den Kameraden tüchtig ausgelacht zu werden.“

Das Mädchen ward roth vor Zorn. Aber je mehr sie

die Wahrheit ihrer Nachricht betheuerte, um so heller lachte ihr Corporal auf.

Schließlich fand er die Sache doch nicht so spasshaft. Und nach einiger Ueberlegung hielt er es sogar für seine Pflicht, den Thatbestand dem Lieutenant zu melden.

„Willst mich denn wirklich in den April schneiden“, ruft der halb ärgerlich, halb lachend aus. „Der meinst Du, daß Deine Geliebte nicht nur Dich, sondern die ganze Garnison zum Narren hätten darf!“

Doch es geht ihm nicht anders als dem Ueberbringer der Nachricht. Nach einiger Zeit fällt ihm die Sache gleichwohl schwer auf's Herz. Und um sich frei von jeder Verantwortlichkeit zu fühlen, geht er zum Stadtkommandanten, Chevalier von Brassac, dem er die betreffende Meldung macht.

„Es ist gut, daß sich die Offiziere Sr. Majestät des Königs so in April schneiden lassen“, erwidert dieser. „Ich muß jedoch betonen, daß ich Euch, Lieutenant Brodelet, für vernünftiger gehalten hätte!“

Damit entließ er den Ueberbringer der Nachricht.

Als er allein war, lachte er hell auf.

„Das ist Dianens Werk“, sagte er vergnügt. „Sie wollte mich in den April schneiden, wie sie es selber einkäumt. Wahrscheinlich dachte sie, ich alarmire jetzt die ganze Garnison, um den vermeintlichen Fälschungen nachzugehen, damit sie mich ordentlich auslachen kann, wenn wir unrichtiger Sache nach Rouen zurückkehren. Aber sie soll sehen, daß sie sich getäuscht. Ein Franzose läßt sich von keiner Deutigen in den April schneiden, wenn sie auch so hübsch und geistreich ist, wie die kleine Vohringerin.“

Der Chevalier unternahm seine gewohnte Morgenpromenade, in der Absicht, Diane zu begginnen.

Als er sie nicht traf, begab er sich in ihre Wohnung, um ihr seine Aufwartung zu machen.

Man theilte ihm mit, daß das Fräulein von Vohringen in aller Frühe ausgeritten und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt sei.

Der Chevalier begab sich in die Commandantur, um die Obliegenheiten des Tages zu erledigen.

So vergingen wieder einige Stunden.

Der Tag näherte sich schon dem Abend, als dem Chevalier ein Mann gemeldet wurde, welcher ihn dringend zu sprechen wünsche.

Es war einer der Diener, welcher dem Herzog während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Rouen zugeheilt worden. Er überbrachte trübsam — verlegen die Meldung, daß derselbe sowohl, wie auch seine Gemahlin den ganzen Tag über noch nicht sichtbar geworden. Die Schlafgemächer des hohen Paars seien noch immer verschlossen. Man wisse nicht, ob demselben ein Unfall zugefallen oder ob —

Der Chevalier geriet in die allergroßte Bestürzung. Nichts Gutes ahnend, eilte er sofort in die Wohnung des Herzogs und ließ die Schloßer öffnen, da Niemand das Klopfen und Rufen antwortete.

Das Weib war leer, die Vögel entflohen.

Er alarmirte sofort seine ganze Garnison und schickte sich an, die Flüchtlinge zu verfolgen. Aber diese waren nicht mehr zu erreichen, da sie bereits einen zu großen Vorsprung gewonnen hatten. . . .

Es waren bewegte Ostern, welche das hohe Paar auf diese Weise beging. Nicht behauptend, wie die Frier aus; man konnte weder ein Gotteshaus betreten, noch den frommen Worten lauschen, mit welchen die Diener des Herrn der Wichtigkeit dieses Festes gedachten. Darum pries man ihn jedoch nicht weniger inbrünstig und dankfüll, weil man wenigstens die so lange und sehnlichst herbeigewünschte Freiheit genoss.

Ueber Flandern und die luxemburgischen Lande kam das hohe Paar glücklich nach Vohringen, nachdem sich noch vorher Diana zu ihnen gestellt hatte.

Der Chevalier von Brassac hatte zu früh triumphirt. Er war also doch von der kleinen Vohringerin in den April geschickt worden.

Uebrigens mußte er den Streich, dessen Opfer er geworden, hart büßen. Ludwig XI. war außer sich; er wüthete, als ob er den Verstand verloren. Zuerst wollte er den Tod des Chevaliers, und nur der früheren Aufstellung, welche er angenommen, hatte dieser zu danken, daß er mit der Bastille fortam.

Für diesmal war Vohringen glücklich den Händen des französischen Nachbarn entkommen.

Herzog Eberhard und seine Gemahlin Jakobina vergaßen Rouen und Vohringen niemals, was sie ihr schuldeten. Denn sie hatte jene Pflicht bewerkstelligt und ihrer keinen Politik war es doch im Grunde allein zu danken, daß der Commandant von Rouen so eingeschüffert worden. Ein deutsches Mädchen hatte damals eine der größten Garnisonen Frankreichs sammt ihrem Befehlshaber recht und schlecht — in den April geschickt.

### Mannigfaltiges.

#### Anagramm von Werthold Arnau.

Es nennt ein Goethe'sches Gedicht  
Wenn man in anderer Form es findet  
Ist's oft gepaart mit Zwischheit  
Ein Band, das Menschen eng verbindet

#### Wungen aus Nr. 11.

1. Charade: Fischein.
2. Sononym: Sibuna.

#### Correspondenz zu Nr. 11.

Herrn Drilling, G. Schumann, Geschwister R., Anna St., W. Schöne, R. S., G. Bömer 1 richtig.